



Dresdner Reden 2015

22. Februar 2015

Andreas Steinhöfel

**Mythos Kinderbuch – Warum Jim Knopf aus
mir keinen besseren Menschen gemacht hat**

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.

Sächsische Zeitung

Was uns verbindet.

Die Dresdner Reden 2015

Auch in diesem Jahr setzen wir die traditionsreiche Reihe der Dresdner Reden fort, die in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung seit mehr als zwei Jahrzehnten am Staatsschauspiel stattfindet. Jedes Frühjahr laden wir Persönlichkeiten aus Kunst, Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft ein, auf der Bühne des Staatsschauspiels eine Rede zur Zeit zu halten.

1. Februar: Heinz Bude

Soziologe, Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel

Pegida, die Gesellschaft der Angst und der Protestbegriff des Volkes

8. Februar: Carla Del Ponte

Juristin, Syrien-Beauftragte der Vereinten Nationen, ehemalige Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag

Internationale Justiz. Meine Zeit als Chefanklägerin

15. Februar: Jakob Augstein

Chefredakteur und Verleger der Wochenzeitung „Der Freitag“

Willkommen zur deutschen Tea Party: Von der Krise des Kapitalismus profitiert der rechte Populismus. Wie reagieren Politik und Medien? Mit Kapitulation.

22. Februar: Andreas Steinhöfel

Kinderbuchautor; z. B. „Rico, Oskar und die Tieferschatten“

Mythos Kinderbuch – Warum Jim Knopf aus mir keinen besseren Menschen gemacht hat

1. März: Michael Krüger

Ehemaliger Verleger des Hanser Verlages, Autor und Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste

Die Enzyklopädie der Toten und das Internet

Andreas Steinhöfel

o. Einführung

Was Sie erwartet, liebe Anwesende, ist ein Plädoyer für das Lesen, und zwar, ganz dezidiert, für das textbasierte Lesen von Büchern – wie könnte man es auch anders von einem Autoren erwarten. Ich möchte durch einen Vergleich zwischen textbasiertem Lesen auf der einen und multimedialen Inhalten auf der anderen Seite aufzeigen, warum ich eine Lanze immer eher fürs schwarzweiße Buch breche denn für eine verlockend bunte Wundertüte.

Es soll aber auch, was folgt, ein Plädoyer für jedes Kind sein, das zu lesen ablehnt und Bücher bestenfalls als Türstopper benutzt. Warum erschreckt so viele Menschen die Vorstellung vom nicht lesenden, nicht lesen wollenden Kind? Welches Ideal ist es, dem wir nachtrauern, wenn es heißt, der kleine Laurenz sei ja an sich ganz pfiffig mit seinen neun Jahren, aber lesen ... lesen will er einfach nicht, obwohl wir doch nun wirklich alles versucht haben? Angesichts nicht nur der Vehemenz, sondern beinahe schon der Penetranz, mit der seit jeher das lesende Kind zum Maß aller guten Dinge erklärt wird, ist es an er Zeit, den mythologisch überfrachten Begriff *Kinderbuch* auf ein gerechtes Maß zurechtzustutzen. Und jene erwachsenen Menschen gleich dazu, die aus *Lesen* und *Lesen* zwei ganz verschiedene Begrifflichkeiten gemacht haben.

Lassen Sie mich dafür mit zwei nichtlesenden Kindern beginnen ... oder mit den Erwachsenen, die aus ihnen geworden sind.

1. Die Nicht-Leser

1.1 Das überforderte Kind

Mein verstorbener Lebensgefährte war ein ADHS-Erwachsener. Er stand Vorbild für die Hauptfigur in meinem Kinderbuch *Rico, Oskar und die Tieferschatten*, und er las das Buch in unserem letzten gemeinsamen Urlaub. Für die Lektüre der etwa 200 großzügig gesetzten Textseiten benötigte er sieben Tage zu jeweils etwa zwei Stunden ... das sind, ich hab's für Sie ausgerechnet, damit Sie mir hier nicht schon zu Beginn dieser Sause heimlich wegkippen, pro Seite etwa vier Minuten Lesezeit. Schwitzend las er und fluchend und, ja, auch lachend, und glücklich zuletzt und stolz ... aber ich hatte meinen Freund zu weniger Kraft raubenden Gelegenheiten glücklicher erlebt und stolzer erlebt. Er hatte das Buch nur mir zuliebe gelesen und, na gut, sicherlich auch ein wenig aus Eitelkeit ...

Pro Seite vier Minuten jedenfalls, in denen mein Freund angestrengt las, und bitte, stellen Sie sich das nicht lustig vor: einen Menschen, dem von der schieren Anstrengung des Lesens der Schweiß ausbricht. Stellen sie sich stattdessen, liebe Anwesende, irgendein Wissensgebiet oder Tätigkeitsfeld vor, das sie gar nicht oder nur rudimentär beherrschen und dem sie deshalb nur mit großer innerer Ablehnung begegnen – in der Regel reicht dazu Mathe oder die europäische Bankenpolitik – und versuchen Sie dann, sich eine Woche lang, drei Stunden täglich damit konfrontiert zu sehen – Spaß geht anders!

Andreas Steinhöfel, Jahrgang 1962, studierte Anglistik, Amerikanistik und Medienwissenschaften. Anschließend begann er, als Rezensent, Übersetzer und Drehbuchautor zu arbeiten. Als Jugendbuchautor wurde er 1998 mit seinem Roman „Die Mitte der Welt“ einer breiten Leserschaft bekannt. Seither erhielt er vielfache Auszeichnungen, u. a. den Erich-Kästner-Preis für Literatur und den Deutschen Jugendliteraturpreis. Mehrere seiner Bücher wurden bereits für das Kino verfilmt, darunter „Paul Vier und die Schröders“ sowie zuletzt „Rico, Oskar und die Tieferschatten“. Für sein Gesamtwerk erhielt Steinhöfel 2013 den Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises.

Mein jüngster Bruder las bisher Zeit seines Lebens genau drei Dinge: Als Kind – immer auf einem Stuhl gegen die Heizung sitzend, in Unterwäsche, die nackten Füße auf dem Heizkörper, auf dem Tisch ein Glas Kakao – jeden einzelnen Band um den Gallier *Asterix* sowie alle Comics der Reihe *Lustiges Taschenbuch* von Disney. Inzwischen, als Erwachsener, liest er hin und wieder, zu seinem Amusement, wie er sagt, die *BILD*-Zeitung. Er ist Elektriker. Kein Studium. Keine Literatur, auch kein von mir verfasstes Buch, das er je gelesen hätte. Zu anstrengend, sagt er. Und redet Sie dennoch, das garantiere ich, gegen fast jede vorstellbare Wand, mit der Eloquenz eines hoch dotierten Staatsanwalts und einem universellen Wissen, von dem ich bis heute nicht weiß, woher mein Bruder es bezieht, jedenfalls nicht aus Büchern. Hinzu kommt jene Art praktische Intelligenz, die ihm auf meiner persönlichen Wunschliste von einzig überlebenden Begleitpersonen nach einem Flugzeugabsturz in die Niemandsbucht einen ewigen Platz Eins garantiert. Pfeif auf Peter Handke!

Zwei Nichtleser-Biographien. Zwei Kinder, die sehr wohl die Kulturtechnik des Lesens beherrschten, sich aber von nichts und niemandem dazu bringen ließen, mal das berühmte *gute Buch* zu lesen. Oder überhaupt irgendein Buch. Oder wenigstens mal einen Arzneimittelbeipackzettel. Beide Männer aber, lassen Sie sich das versichert sein, liebe Anwesende, beide Männer waren bzw. sind wunderbare Menschen. Warmherzige, einfühlsame und mitfühlende, hilfsbereite und patente, loyale Menschen. Die sie auszeichnenden Qualitäten waren nicht durch Lektüre oder gar Studium erworben, sondern in einem alltäglichen Miteinander, das auf einfachen Regeln basiert, zum Beispiel der, dass man leichter durchs Leben kommt, wenn man einander unterstützt, als sich gegenseitig auf die Köpfe zu hauen. Oder der, dass man anderen nur zumuten sollte, was man selber zu ertragen bereit wäre. Sie wissen schon: Goldene Regeln.

Haben Sie schon mal überlegt, wie viel Zeit Sie mit schlechten Büchern verplempert haben? Nicht-Leser haben dieses Problem nicht. Die tun in jener Zeit, die unsereins mit Lesen verbringt, etwas anderes, nämlich das, *worüber* wir so gern lesen: Sie leben.

1.2 Das manipulierte Kind

Überforderung und Anstrengung also als ein Grund, nicht lesen zu wollen. Sie können bei solchen Kindern zwei-, dreimal insistieren und es im Guten probieren; vielleicht haben Sie Glück. Aber dann sollten Sie es lassen. Bewahren Sie Ruhe: Aus Ihrem Kind wird womöglich trotzdem ein guter Mensch. Trösten Sie sich einfach mit dem Gedanken daran, wie viele unsympathische Pappnasen mit vollen Bücherschränken Sie kennen.

Es gibt weitere Gründe, die Kinder anführen oder anführen könnten als Erklärung fürs Nichtlesen. Der vielleicht wichtigste ist jener der Manipulation. Denn es ist ja nicht etwa so, dass alle Erwachsenen sich damit zufrieden geben würden, dass das Kind endlich liest. Nein, es soll dann doch auch gern gleich, bitte sehr, das richtige Lesefutter sein. Pädagogisch wertvolles.

Jetzt kommt ein Beispiel, mit dem ich mich womöglich unbeliebt mache, falls Sie nicht aufmerksam hinhören – ich meine damit speziell eventuell anwesende Journalisten, die nach

dem letztjährigen Lewitscharoff-Debakel hier und heute vielleicht bloß mal reinhorchen, ob der gefeierte Kinderbuchautor nicht womöglich auch etwas loslässt, das sich prima allein auf sein Empörungspotenzial reduzieren ließe. Irgendwas zum Thema *Halblesen* zum Beispiel. Also, Obacht:

Vor einigen Wochen erhielt ich den Anruf einer der Rundfunkanstalten der ARD. Bereits im vergangenen Jahr war lose meine Teilnahme an einem Literaturprojekt verabredet worden; zwei Treffen würden anstehen, ein Workshop mit einer Schulklasse; ein Thema würden wir gemeinsam suchen und dann bearbeiten. Nun aber, am Telefon, klang das ganz anders: Das Thema hatte, zu meiner Überraschung, die Schulklasse gemeinsam mit der Lehrerin und dem Sender bereits ausgesucht; wir würden *Das Tagebuch der Anne Frank* bearbeiten. Ich erhob dagegen folgende Einwände:

Zunächst: Das Thema war nicht, wie ursprünglich verabredet, mit mir abgesprochen worden. Dann: *Das Tagebuch der Anne Frank* hatte auch ich im Deutschunterricht in der Schule gelesen. Das Thema hatte das Betrachten eines Dokumentarfilms über die nationalsozialistischen Vernichtungslager mit sich gebracht. In meinem Gefühlsleben gingen Buch und Film eine ungute Verbindung ein: Beiden begegne ich bis heute mit Ablehnung, weil sie mich zu sehr, zu tief, zu hilflos entsetzten. Und für immer. Darüber hinaus: Unter allen literarischen Spielarten, die mit Schülern zu erörtern ich mir vorstellen kann, nehmen Tagebücher eine der letzten Ränge ein. Anne Franks Tagebuch ist aus historischen Gründen, und dies völlig zu Recht, in den Rang eines Zeiteugnisses erhoben worden – ein beeindruckendes und trauriges, die Schrecken seiner Zeit plastisch machendes Werk. Aber es ist und bleibt ein Tagebuch, es ist, schon weil es inhaltlich nicht über sich selbst hinausweist, nicht Literatur in jenem Sinne, wie der ebenfalls gern heute noch in Schulen unterrichtete *Herr der Fliegen* Literatur ist.

Es macht mich immer wieder zornig, wenn mit dem Lernziel eines zu entwickelnden Welt-, Geschichts- oder Menschenverständnisses Schülern im Deutschunterricht Lektüre untergejubelt wird, in der es viel eher um Themen und Inhalte geht als um Formen oder Techniken literarischen Schaffens, um Literatur vor der Folie anderer zeitgenössischer Künste. Mag ja sein, dass das Fach Deutsch sich für solch interdisziplinäres Unterrichten besonders gut anbietet, aber: Haben Sie in Geschichte je darüber diskutiert, was eine Anapher ist, ein Reflexivpronomen oder ein Konzessivsatz im Zeitalter der Karolinger?

1.3 Das transparente Kind

Schieben wir einige kleinere Beweggründe, das Lesen zu unterlassen, beiseite – schiere Langeweile angesichts eines bestimmten Themas etwa oder einfach Trotz angesichts der erwachsenen Anstrengungen, das störrische Kind endlich mit der Aussicht auf eine lange, intensive Lektüre von *Wilhelm Tell* zu beglücken –, so bleibt immer noch der – zugegeben: sicherlich ungewollte – Eingriff von pädagogischer Seite in die kindliche oder jugendliche Intimsphäre.

Es gibt Menschen, Jugendliche ganz besonders, denen gefällt das Analysieren und Interpretieren nicht. Nicht etwa, weil sie zu dumm dazu wären. Nein, es ist ihnen schlicht unangenehm, sich von und in einem Buch wiedererkannt zu finden. Es ist ihnen zu intim. Und dabei geht es

nicht einmal um buchstäblich intime Sachverhalte, wie in: Erste Liebe. Erster Sex. Nachdem ich *Ansichten eines Clowns* von Heinrich Böll gelesen hatte – ich war fünfzehn oder sechzehn – fühlte ich mich vom Autor in meinem Innersten erkannt wie nie von irgendwem zuvor in meinem Leben. Nachgerade ertappt, aber es war auch ein lustvolles Ertappt-Werden. Meine Seele war erschüttert, lag offen in aller Verletzbarkeit – niemals hätte ich diese Erfahrung mit einem Lehrer oder meiner Schulklasse geteilt.

Und wozu auch? Schulisches Lesen, und ich meine das nicht anklagend, bedeutet immer: Analysierendes Lesen. Sollte ich etwa, den Clown, der mich eben noch so beglückt hatte, in seine Einzelteile zerlegen in einem gewaltigen Akt semantischer Vivisektion? Undenkbar! Wann immer ein Lehrer seine Schüler fragt – auch nur implizit –, was ein Autor ihnen mit seinem Werk sagen will, meuchelt er damit zukünftige Leser. Jedes Mal! Hochgerechnet auf unsere schöne Republik für nur ein Jahr kann dieses Unglück schnell kleinstadtartige Ausmaße annehmen.

Im Versuch, Kinder fürs Lesen zu begeistern, wird uns wenig Erfolg beschieden bleiben, so lange wir Kinder permanent auffordern, sich ihrer Literatur eher intellektuell denn emotional anzunähern. Denn in der Regel haben Kinder, Fantasy ausgenommen, kein allzu großes Interesse daran, sich in fiktive Leben hineinzusetzen, die von ihren eigenen Erfahrungswelten meilenweit entfernt sind. Hab ich eben auf Peter Handke gepfiffen? Dann pfeife ich jetzt auf Bertolt Brecht. Ein junges Leben ist kein episches Theater. Unterricht ohne ein unterhaltendes Element ist kein guter Unterricht. Und wischen Sie bitte jegliche Bedenken von wegen Eskapismus großzügig beiseite. Mal abgesehen davon, dass selbst Literaturdozenten schon abends mit schlechten Krimis im Bett erwischt wurden, kann Fiktion immer am ehesten dann von uns handeln, je weiter sie vom Kern unserer Identität entfernt ist.

2. Die Beinahe-Leser

2.1 Falsche Gegenmittel

Ein ganz anderer Versuch, vielleicht der fatalste im Bestreben, leseabstinenten Kindern das Lesen dennoch schmackhaft zu machen, ist der Griff zu Bunt und Laut. Das klassische Buch sei eigentlich out, mehr oder minder, versichern uns die Fürsprecher von Multimedia – Wissen lasse sich inzwischen doch viel einfacher und hipper erlangen, quasi per Knopfdruck. Wir müssen nicht mal mehr lesen, wir lassen uns etwas aufsagen. Zum Beispiel von TING. TING ist das chinesische Wort für „hören“; bei Langenscheidt und Brockhaus ist es der Name für einen, sagen wir mal: sprechenden Kugelschreiber.

„Mit dem Sensor an der Stiftspitze wird ein Code auf Buchseiten ausgelesen. Dieser Code ist mit unterschiedlichen Audiodateien, die zum Buch gehören, verknüpft. TING erkennt beim Antippen von Bildern oder Texten den Code und spielt die passende Datei über den integrierten Lautsprecher ab.“

Das erwähnte Buch mit den Codes drin kommt, man ahnt es, von Langenscheidt. Oder von Brockhaus. Dennoch: Ziemlich cool, oder? Einen Mausklick weiter im Netz erfährt man, dass der TING nur 40 Euro kostet und außerdem noch dies:

„Mit diesem Stift kommt Leben ins Buch! Dieser TING ist ein Ding – denn der fröhliche Stift hat es in sich und sorgt für tolle Hörüberraschungen. Mit dem TING-Hörstift macht Lesen jetzt noch mehr Spaß, schließlich gibt es zu den Bildern und Texten auch die passenden Geräusche. Und die macht der TING.“

Wilde Vorfreude durchflutet mich in Erwartung einer TING-Umsetzung der Geschichte um den kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hatte! Aber, ernsthaft:

„Da kommt Leben ins Buch!... Damit macht Lesen noch mehr Spaß!“ Wenn auch immerhin konzidiert wird, dass Lesen ohne TING auch schon ein bisschen Spaß macht, offenbart sich hier der springende Punkt: Das Buch als dröges, mit Druckerschwärze und den immer selben 26 plus ein paar gequetschten Umlauten, Ziffern und Zeichen zugespaltetes Medium hat ausgedient. Es lebe das portable E-Book, das interaktive Bilderbuch, in dem beim Umblättern auf die Seite mit dem Rotkehlchen ein Rotkehlchen zwitschert oder eben jener Stift, der mir ansonsten fehlerfrei meine Englischvokabeln vorspricht.

Was ja erst mal nichts Schlechtes ist. Fremdsprachige Vokabeln in perfekter Aussprache, sozusagen auf Knopfdruck: Hätte ich mir das als Schüler nicht gewünscht? Doch, sicherlich. Hätte ich mir nicht gewünscht, dass irgendwie alles auf Knopfdruck funktioniert? Doch, bestimmt. Hätte ich erwartet, dass ich damit vom Lernen entbunden werde? Nee. Ich war ja nicht doof.

Multimedial heißt in der Regel: Ich gehe weg vom ausschließlich geschriebenen Wort – das eventuell von einer Grafik unterstützt wird: von Schaubildern, Zeitleisten, Versuchsanordnungen. Ich bewege mich von einer visuell statischen Anschaulichkeit hin zu einer zusätzlich akustischen, oft bewegten, zusätzlich von mir beeinflussbaren, also interaktiven Darstellung des zu Lernenden.

Es gibt ebenso sattsam bekannte wie vielfach verifizierte Ergebnisse aus der Lernforschung. Sie besagen, dass man am besten erlernt, was möglichst viele Sinne anspricht. Soll heißen, einen Begriff, den ich ausschließlich akustisch wahrnehme, erinnere ich schlechter oder gar nicht als einen Begriff, der mir zusätzlich visuell, und zwar sowohl in Schriftsprache wie auch bildlich, dargeboten wird. Die besten Lernergebnisse werden erzielt, wenn ich den Begriff gegenständlich auch noch betasten darf und wenn ich dessen Bezeichnung aufschreibe.

Lernen mit allen Sinnen also. Spricht nicht genau das für Multimedia, für Interaktivität? Zumal Multimedia und Interaktivität zusätzlich werben mit: Weniger Mühe beim Lernen! Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Mehr Spaß! Nicht nur „spielerisch lernen“ wird versprochen, sondern „spielend lernen“, nicht nur „effektiver lernen“, sondern „effizienter lernen“, und es mag tatsächlich der Spieltrieb des Kindes angesprochen werden, aber erreicht wird nur der auch Kindern nicht fremde Wunsch nach Bequemlichkeit. Wenn dabei ein bisschen Wissen hängen bleibt, umso besser. Man weiß ja nie, ob man nicht irgendwann bei Günther Jauch strandet. Denn, und das ist die Crux an der Sache: Wissen ist nicht gleich Bildung.

Ich möchte an dieser Stelle einen kurzen Auszug aus einer Rede wiedergeben, die ich bei der Leipziger Buchmesse hielt:

„Den Fortschritt zu kritisieren war noch nie populär, und wer auf die Gefahren hinweist, die einem jungen Medium wie dem Internet innewohnen, der wird von den Handlangern der New Economy gnadenlos an die Wand gebrüllt. Der amerikanische Kulturkritiker Neil Postman tut es trotzdem, indem er unendlich wichtige Fragen stellt: Wenn es den neuen Medien vorgeblich darum geht, den Menschen mehr Informationen zu vermitteln: Wer trifft dann die Auswahl der zur Verfügung gestellten Informationen? Wer trennt die Spreu vom Weizen, wer befindet darüber, welche Information gut ist und welche schlecht? Wie ordnen wir diese Informationen, wie bündeln wir sie zu Wissen? Und welche Fragen stellen wir an dieses Wissen, um Erkenntnis zu erlangen? Zur Zeit geben Politiker unserem Nachwuchs mächtige Instrumente in die Hand, ohne sich auch nur einen Deut um die Frage zu scheren, woher das Personal kommt (und wer es bezahlen soll), das unseren Kindern beibringt, wie diese Instrumente zu handhaben sind.“

Wie bereits erwähnt: Die Rede, aus der dieser Auszug stammt, hielt ich im Rahmen der Leipziger Buchmesse. Vor vierzehn Jahren, im März 2001. Hätten die Heilsversprechen von Multimedia und Interaktivität sich inzwischen erfüllt: Wie erklärt sich dann ein Rückgang an Allgemeinbildung, wie ihn jährlich zum Beispiel die Siemens-Stiftung konstatiert? Wie kommt es dann, dass wir jedes Jahr erneut vor PISA- und VERA-Ergebnissen zittern? Wie erklären sich an mich adressierte Leserbriefe, an denen ich seit gut zehn Jahren einen deutlichen Verfall nicht nur der Orthografie, sondern auch der Sprachkultur generell beobachte, und dies vollkommen unabhängig von der Schulform? Einer dieser Briefe begann – sowieso ohne Anrede – mit einem einzigen Wort, klein und zusammen geschrieben: *wigetessinn*? Nur ein T mehr, und man hätte ein Anagramm für Wittgenstein gehabt; das wäre dann, denkt man an den sprachforschenden Philosophen gleichen Namens, der die Abgrenzung des sinnvoll Sagbaren vom Unsagbaren untersuchte, fast so etwas wie eine ironische Meisterleistung gewesen. Aber das Wort bedeutet: *Wie geht es Ihnen*? Eine einfache Floskel, dahingemeuchelt, Opfer eines orthografischen Blutbads. Gut, eine Ausnahme, nicht die Regel. Da aber beides – Orthografie wie Sprachkultur – eng ans Buch gebunden ist, möchte ich hier die Brücke schlagen zu der Frage, was denn nun am schriftsprachlichen Buch besser ist als am Klingel-Tröhtz-Bling-Bling-Buch.

2.2 Hand in Hand: Rechtschreibfehler und Sprachverlust

Bleiben wir zunächst bei der Orthografie. Rechtschreibfehler werden inzwischen buchstäblich hemmungslos gemacht. Lesen Sie Internet-Foren? Ich meine damit durchaus auch die Foren der ZEIT oder der FAZ. *Wer Fehler findet, darf sie behalten*. Eine dort oft getätigte Aussage. Wie auch: *Reicht doch, so lange jeder versteht, was gemeint ist*. Als politischer Bürger ist mir diese Haltung durchaus sympathisch. Soll jemand seine Meinung etwa nicht äußern aus der Angst heraus, wegen ein paar Rechtschreibfehlern gerüffelt zu werden? Selbstverständlich nicht! Selbstbewusst mit persönlichen Defiziten umzugehen, halte ich durchaus für eine Tugend. Bloß: Wo ziehen wir die Grenze? Wie viel sind wir bereit zu entschuldigen, wenn letztlich irgendwie alles entschuldbar ist? Selbst ein Irgendwie: *Wir haben uns irgendwie um acht getroffen, und dann sind wir was essen gegangen oder so, und dann waren wir noch irgendwie tanzen*.

Bin ich erzkonservativ oder, schlimmer noch – werde ich einfach zu alt? – wenn ich frage, ob es sie irgendwann gibt, die Generation, der nichts mehr peinlich ist? Muss ich mich, als Adressat

wöchentlich eintrudelnder Leserbriefe, deren Inhalt sich mir manchmal nur durch lautmaleriesches Nachahmen frei flottierender, abstrakter Morpheme verständlich macht, nicht Folgendes fragen: Wenn diesem Kind, diesem Jugendlichen eine einigermaßen gute Rechtschreibung nicht die Mühen wert ist – worum wird es sich dann in anderen Bereichen seines Lebens bemühen?

Nachdem ein Gremium aus Fachleuten 12 Jahre benötigte, um den Duden, von Teilreservaten abgesehen, zu einem Freilandgehege für orientierungslose Sprachwilderer zu erklären, ist unser Umgang auch mit der Schriftsprache schlampiger geworden. Führende Zeitungen und Magazine – so genannte Leitmedien – veröffentlichen inzwischen Artikel, bei denen es die Sau graust, so peinlich sind manche der darin enthaltenen syntaktischen und stilistischen Niederschläge *ausgebildeter Journalisten!* Selbst Lektorinnen habe ich bei Fehlern erappt, die mich fragen ließen, wo die Mädels während der Unterrichtseinheit waren, in der, zum Beispiel, Zeichensetzung gelehrt wurde. Konjunktiv und indirekte Rede. Zeitenfolge. *Kaum bin ich aus dem Haus raus, da sah er mich auch schon und ich war weggelaufen*. So etwas.

Aber wozu überhaupt Sätze bilden, wenn wir Zeit und Platz sparende Akronyme verwenden können, die jüngst sogar Eingang in das Oxford English Dictionary gefunden haben: IMHO, OMG, FYI? Was, linguistisch betrachtet, übrigens das erste Mal sein dürfte, dass Sprache sich aus finanziellen Gründen geändert hat – vor den ersten Flatrates bedeuteten mehr Zeichen für ihre Verfasser schlicht mehr Kosten.

Im selben Nachschlagewerk, und das halte ich für signifikanter, ist erstmals ein Wort durch ein gleichberechtigtes Symbol ersetzt worden: Ein kleines Herzchen bedeutet *love*. Es bedeutet außerdem, dass wir uns einer piktografischen Kultur annähern. Wozu noch, womöglich fehlerträchtig, Buchstaben aneinander reihen, wenn man ein Symbol verwenden kann? Wozu die Zeitung oder das Buch lesen, wenn der Flachbildschirm mir die Welt erklärt – schneller, bunter, vielfältiger? Wozu zweihundert, fünfhundert, gar tausend Wörter kennen, wenn durchschnittlich circa 100 bis 150 ausreichen, die Welt zu erklären? Ich sag's Ihnen: Weil der liebe Gott, wahlweise die Evolution, uns die Fähigkeit der Sprache geschenkt hat. Und die Fähigkeit zur Poesie.

2.3 Poesie in Schriftsprache und Bildsprache

Multimedia benutzt und beinhaltet Sprache, aber es unterstützt ein nicht buchstabenbasiertes, sondern ein bild- und symbolbasiertes Lesen, eine Hinwendung zum unmittelbar verständlich Visuellen. Akronyme als Wortsymbole, Symbole wie ein Herzchen, mögen dabei ihre eigene Poesie beinhalten. Aber deren Gehalt ist gering. Wenn wir das geschriebene Wort durch Bilder und Bildsymbole verdrängen lassen, lassen wir damit auch dessen poetisches Potenzial verdrängen.

Poesie heißt: Gedanken und Gefühle in Bilder übersetzen. Das klingt zunächst nach einem Widerspruch in sich, denn diese Bilder können unmittelbar visueller Natur sein. Es gibt die Poesie eines Gemäldes, eines Films, einer Statue ... Es gibt, um die Naturwissenschaftler nicht auszugrenzen, die Poesie und inhärente Schönheit einer mathematischen Formel, eines DNS-

Strangs, und ein schwarzes Loch ist nicht nur von Ehrfurcht gebietender dunkler Schönheit – es lässt sich bildlich auch besser vermitteln als über quantenmechanische Ableitungen.

Aber um ein Bild ins Wort zu übersetzen, um Sachverhalte zu erläutern, um sie zu lehren, bedarf es grundsätzlich zunächst: der Sprache. Und es gibt nun einmal Sachverhalte von solcher Komplexität, dass sie sich in Gänze multimedial nur schlecht, kaum oder gar nicht aufbereiten lassen. Versuchen Sie mal Kant per *Point and Klick*. Oder Einsteins Relativitätstheorie. Versuchen Sie, die schiere sprachliche Schönheit wie auch Mehrdeutigkeit einer einzigen Zeile aus einem Shakespearschen Sonett in ein einzelnes Bild zu fassen und sie werden merken: Das gelingt Ihnen nicht. Den trunkenen Irrsinn eines Baudelaire: Fehlanzeige. Und sollte es Ihnen doch gelingen, wäre das Resultat verpackt als visuelle oder akustische Sensation, die von ihrem Rezipienten auf genau das – und ausschließlich das – abgeklopft werden würde: ihren Sensationsgehalt. Und dann weiter im... nicht im Text. Mit dem nächsten Bild und dem nächsten. Multimedia muss nicht, aber es *kann* bedeuten: Weiter! Schneller! Weiter!

Und mit diesem *Schneller!* und *Weiter!* berauben manche Multimediaspektakel uns der Sprache. Sie versuchen – vielleicht gar nicht vorsätzlich – diese obsolet zu machen oder, wenn nicht, dann doch dem Bild die Vorherrschaft über das Wort einzuräumen. Weil es so hübsch einfach ist. Für den Rezipienten so bequem. Und weil es sich deshalb leicht vermarkten lässt, wie alles, was Bequemlichkeit verspricht.

Eine fundierte, von Argumenten gestützte Meinung lässt sich schwerlich in knappe Bilder fassen. Sie hätte dann bestenfalls noch Symbolwert. Ihr inhaltlicher Reichtum wäre nicht ausgeschöpft. Aber manchen Reichtum muss man sich erarbeiten. Erlesen. Lesen bedeutet immer auch: Spracherwerb. Spracherwerb bedeutet: Die Fähigkeit erlangen, sich differenziert und verständlich ausdrücken zu können. Je differenzierter, umso verständlicher, umso erfolgreicher. Buch, und damit Text, bedeuten: Auseinandersetzung mit Sprache. Langsamkeit. Mühe. Innehalten. Verstehen. Überdenken. Zurückblättern. Nochmals lesen. Ein Buch ist nicht schnell. Es mag sich *slam-poetisch* auf 140 Zeichen zusammenfassen lassen, und es entsteht auch dabei zwangsläufig eine eigene neue, gewiss nicht uninteressante Poetik. Doch die ursprüngliche, reichhaltige, sich detailliert verästelnde wie auch die überbordend-größenwahnsinnige Poesie bleibt dabei auf der Strecke.

Genug gemault, Gegenfrage: Braucht die Welt Shakespeare? Braucht sie Baudelaire? Haben die beiden nicht ihre Zeit gehabt, wie so viele und vieles andere von unserer Kultur längst Vergessene? Sollten wir tatsächlich, mit Unterstützung neuer Medien, von Schriftsprachlern vermehrt auch zu Bildersprachlern werden: Wäre das so schlimm? Ist es nicht, im Gegenteil, ein Fest für jeden Semantiker, wenn eine Rose nur noch eine Rose eine Rose ist? Um den poetischen Gehalt einer Rose zu erfassen, benötige ich keinen Text. Das Bild einer Rose, ein Gleichheitszeichen, dann das Bild eines küssenden Paares: So ist das mit dem Zusammenhang zwischen roten Blütenblättern und Liebe. Herzchen drum, fertig, und wenn ich die Poesie steigern möchte, wickele ich das Herz zusätzlich in Dornen: *Love*.

Poesie, man sollte das nicht vergessen, ist angelernt. Eine Art kulturelles Paradigma. Kein Kind käme von allein auf die Idee, eine Rose mit Liebe zu assoziieren. Einer hat's mal irgend-

wann getan, und weil dieses Bild so wunderbar archetypisch ist, hat es Eingang gefunden in unser westliches kulturelles Unterbewusstsein. Ein schönes Bild. Eines von vielen, aber: Wie viele Wörter füllen unser Lexikon? Und wie viele davon lassen sich so bildhaft ausdrücken wie Liebe durch die Rose?

Nee. Wenn Sie Bilder wollen, bleiben Sie bei Picasso. Wollen Sie bewegte Bilder, gehen Sie ins Kino. Wenn Sie Sprache durch Bilder und Geräusche ersetzen wollen: Bitte, bitte, unterlassen Sie das! Stellen Sie sich stattdessen die Frage: Wenn ich ein Kind, einen Jugendlichen, einen Schüler dem *Point and Klick* überlasse, den bunten Bildern und Symbolen, den Geräuschen: Wer ist dann irgendwann noch übrig, um Kant oder Einstein zu verstehen? Denn zuletzt landen wir immer wieder dort: Selbst interaktive Seiten wie [wissen.de](http://www.wissen.de) sind auf die Kulturtechnik des Lesens angewiesen. Ohne Sprach- und Lesekompetenz bleiben die Schatzkammern des Wissen verschlossen. Ohne Sprache kein Diskurs.

2.4 Zerstreung vs. Konzentration

Nun wird jeder Multimedia-Befürworter uns zu verstehen geben, dass Multimedia nur begleitend zu verstehen sei, dass eben das Bunt und das Schnell doch letztlich nicht mehr ist als Mittel zum Zweck: Dass Kinder letztlich, über diese bunte Straße, dann doch eben jene eingeforderte sprachliche Kompetenz erlangen. Und ja, günstigstenfalls ist das so. Wissensvermittlung, multimedial aufbereitet, kann großartig funktionieren. Doch die Frage ist: Wird uns auf multimedialen Wegen nicht ein *ad hoc* Wissen suggeriert, ein nicht schnell erlernbares, sondern ein schnell *konsumierbares* Wissen, eines also, das keinen Anspruch auf Bewahrung beinhaltet?

Das Großhirn muss aus einer Vielzahl von Eindrücken jene herausfiltern, die es zu abrufbarem Wissen ordnet. Könnte da nicht, vor lauter *Klick!* hier und *Blink!* da und *Trara!* dort, etwas verloren gehen? Filmbilder sind schnell. Sie gönnen sich und uns keine Pause, das liegt einfach nicht in ihrer Natur. Eine zunehmend aufs Bildliche fixierte Kultur wird sich abkämpfen müssen mit dieser Schnelligkeit, die einem nachhaltigen Lernprozess entgegen wirkt.

Wissen ist kein Wissen, wenn es sich nicht verfestigt, wenn es nicht abrufbar auch dann bleibt, sobald das eben noch genutzte interaktive Medium nicht mehr greifbar ist. Nicht um zu wissen, sondern um uns zu *behalten*, dass das Rotkehlchen ein Rotkehlchen ist, sollten wir dessen Namen nicht nur hören, sondern ihn auch lesen. Um ihn uns einzuprägen, sollten wir ihn auch schreiben. Das erfordert Konzentration. Wenn ich einer Überdosis Multimedia eine gewisse Gefährlichkeit unterstellen will, dann deshalb: weil sie, etwas Fahrlässigkeit vorausgesetzt, nur Oberflächenreize erzeugt. Sie zwingt niemanden zum Innehalten. Und sie bedingt kein nachhaltiges Lernen. Das begründet sich aus ihrer Herkunft: Multimedia ist ein waschechter Ableger erster Generation von *Zerstreungskultur*. Zerstreung ist das Gegenteil von Konzentration. Sie dient der Unterhaltung oder nicht mal der. Aber Lesen, das Buch, zwingt genau zu dem: Konzentration.

Doch vielen Kindern mangelt es an Konzentration – und ich spreche jetzt nicht von Kindern mit ADHS oder von den seit Jahren wie Pilze aus dem Boden schießenden Hochbegabten. Von

links und rechts werden Lösungen gegen diesen virulenten Konzentrationsmangel angeboten. Sie reichen vom Vorschlag, die gar nicht mehr zeitgemäßen 45 oder gar 60 Schulminuten zu kürzen auf Intervalle von 30 Minuten, über die Forderung, Lehrer sollten sich via Psychotherapie ein dickeres Fell zulegen, bis hin zum Vorschlag, man möge moderner, effizienter und effektiver lernen. Wie und womit? Siehe oben.

2.5 Zumutungen

In der bereits erwähnten Leipziger Rede habe ich seinerzeit verlangt, dass wir uns von einer Zerstreuungskultur zurückentwickeln müssen zu einer Kultur der Zumutungen. Soll heißen: Die Frage, ob Lernen anstrengend sein darf, müssen wir vorbehaltlos mit *Ja* beantworten dürfen. Wissen fliegt uns in der Regel nicht zu. Kaum ein Kind dürfte für alle Schulfächer gleichermaßen Begeisterung aufbringen; es wird immer dieses oder jenes lernen *müssen*. Wer sich nicht streckt, wird nicht erwachsen. Das Leben, um dieses hübsche Wort aufzugreifen, ist nun mal kein Ponyhof.

Warum aber wird schon der Aufruf zu mehr Zumutung als Zumutung begriffen? Und von wem eigentlich? Ich sag's nicht gern, aber ich sage es dennoch: Wer wagt es, Eltern, die sich beschweren, ihr Kind sei überlastet, entgegen zu halten, dass sie es nicht mit einem Mehr an zu bewältigendem Stoff von Seiten der Schule, sondern mit einem Weniger an Konzentration und Aufmerksamkeitsfähigkeit ihres Kindes zu tun haben? Wofür sie, womöglich, selber ein klein wenig Verantwortung tragen?

Wir könnten diese Eltern beruhigen. Letztlich ermöglicht die Zumutung des Lesens und des Spracherwerbs das, was Multimedia unseren Kindern vermeintlich verschafft: Einen Wettbewerbsvorteil. Denn ob Buch oder Film oder Klingel-Di-Dumm, da dürfen wir uns nichts vormachen: Wissen zu erlangen aus einer eingeborenen Neugier heraus, der Forschergeist als Selbstzweck, ein nicht ausschließlich zielgebundenes Interesse, eine Neugier an Gott und der Welt, kurz: alles, was einmal, aus der Renaissance erwachsend, als aufklärerische Tugend galt: ist vielen Eltern schnuppe. Dass Bücher uns bereichern, weil sie, indem sie uns versichern, mit dem eigenen Empfinden und Denken nicht allein zu sein, uns von einer womöglich tiefen existenziellen Unsicherheit befreien können – ich bitte Sie!

Es gab sie schon immer, die Eltern, die sich in ihrem Nachwuchs spiegeln und für die das lesende Kind vor allem eines ist: Prestige-Objekt. Solche Eltern verkünden stolz, ihre kleine Lucille-Marie sei acht Jahre alt, und sie könne Hochmandarin, Florettfechten und Lesen. Die ganz überdrehten fügen noch hinzu, die kleine Lucille-Marie sei außerdem lacto-allergo-veggie-links-drehend-irgendwas und werde durch Kinderliteratur diskriminiert, in denen die Protagonisten Schokokrem auf Weißmehlbrötchen essen.

Der etwas bodenständigere Typus macht es auch nicht besser. Für ihn diene Lesen schon immer mehr dem Selbstzweck als wie auch immer gearteter Erbauung; unter ihm verkommt die Lektüreauswahl zum bildungsbürgerlichen Statement, das Buch zum sozialen Distinktionsmerkmal; den Finger aufs lesende Kind gerichtet, kann er zeigen, dass die eigene mittelständische Intelligenz kulturbringend und damit gesellschaftlich sinnstiftend weitergegeben wurde.

Zuletzt wären da die Abergläubischen: Sie glauben zum Beispiel fest daran, dass ein Kind nur drei bis vier Bücher übers Mutig-Sein lesen muss, um selber mutig zu werden. Oder tolerant, friedliebend und was es sonst noch an Adjektiven gibt, die den besseren Menschen auszeichnen. *Rational* wäre noch eins...

Wie auch immer: Das Gros solcher Eltern will seine Kinder auf die eine oder andere Art fit gemacht sehen fürs Erwachsenen- und Erwerbsleben, und zwar für eines, das sich heute ungleich differenzierter darstellt als noch vor einer oder gar zwei Generationen. Und bedrohlicher. Diese Eltern kapitulieren – und das meine ich jetzt durchaus mitfühlend – vor den Anforderungen einer entfesselten globalen Wirtschaft. Angesichts kompliziertester ökonomischer Verflechtungen, gegen die das Aufdröseln des gordischen Knoten einer blassen Fingerübung gleichkäme, angesichts massivster existenzieller Ängste, verspüren viele Eltern einen zunehmenden Kontrollverlust. In ihrer Hilflosigkeit versuchen sie dort einzugreifen, wo sie denken, dass persönliche Kontrolle noch möglich ist: zum Beispiel in der Schule. Einige treten bei dieser Gelegenheit ihre erzieherische Verantwortung gleich ganz ab – wiederum an die Schule, aber auch an uns Kinderbuchautoren, mit Forderungen, die auf fundamentale Weise unser Selbstverständnis berühren, degradieren sie unsereins doch vom Künstler zum pädagogischen Dienstleister:

- Schreiben Sie doch mal was, damit mein Junge liest!
- Warum möchten Sie denn, dass er liest?
- Hallo!? Wegen seiner Zukunft!? Wegen Bildung!?
- Hm ... Lesen Sie denn selber auch?
- Nee, nee, keine Zeit. Aber, lassen 'Se mal: Ich mach das jetzt selbst!

Solche Eltern sind willige Opfer von Multimedia. Sie halten bereits das Ausfüllen eines umrisshaft vorgegebenen Bildes mit anzuklickenden Farben für einen kreativen Akt. Aber verankert sich Gelerntes nicht besser, wenn es emotional unterstützt wird: Wenn der Vater, die Mutter neben dem Kind sitzt und per Buntstift Farben mit ihm ausfüllt, anstatt das Kind allein vorm PC wursteln zu lassen? Und war da nicht auch noch was mit Haptik statt Maus-klick? Keine Zeit, keine Zeit... auch nicht, um eventuell ein paar Dinge infrage zu stellen. G8 statt G9 zum Beispiel; gnadenlos zeitgetrimmte Bachelor- und Master-Studiengänge oder integrierte Sekundarschulen, an denen – wie jüngst in Berlin – gleich zweimal jahrgangsübergreifend der Notenschnitt gesenkt werden muss, um wenigstens ansatzweise jene Versprechungen zu halten, die man so vorwitzig wie aberwitzig gegeben hat. Ganz ehrlich: Ich mag solche Eltern nicht, die, nur weil es von einer studierten Physikerin ausgesprochen wird, ein Wort wie *alternativlos* in den Rang eines Naturgesetzes heben.

3. Die Leser

Gesetzt nun aber den Fall, es hat doch geklappt, und der kleine Laurenz, wahlweise die Lucille-Marie, steckt den Kopf nun endlich zwischen zwei Buchdeckel: Was haben die beiden denn jetzt davon, außer dass wir Erwachsenen sie endlich in Ruhe lassen? Was haben sie *wirklich* davon?

Hier ist das Geschenk, das erfülltes Lesen uns macht: Michael Endes *Jim Knopf* ist ein wunderbares (und deshalb von mir immer wieder gern zitiertes) Beispiel dafür, was Literatur vermag... und was sie eben nicht vermag. Gute Kinderliteratur handelt, wie nahezu jede Literatur, immer auch von Selbstfindung. In den beiden Bänden um *Jim Knopf* gibt es eine kleine Welt auf einer Insel, aufgeräumt, abgezirkelt und sicher, aus der ein Waisenkind aufbricht übers weite Meer ins große Unbekannte. Die Frage nach der eigenen Identität verknüpfte sich mit dem Vollbringen tapferer Taten für andere – eine klassische Heldengeschichte also. Vor allem aber: eine archetypische. Das Wesen des Archetypus ist – ich bin jetzt ein bisschen beim Psychoanalytiker C. G. Jung –, dass er in unserem kulturellen Unterbewusstsein verankert ist, ohne jemals konkret oder auch nur bildhaft zu Wasser gelassen worden zu sein. Archetypen sind jene psychologischen Konstanten, die über Kulturgrenzen, Sprachbarrieren und Hautfarben hinweg – hallo, Jim Knopf! – uns in ihrer Summe zu dem machen, was wird alle sind: Menschen.

Nun ist Michael Ende ein ausgesprochener Meister in der mal deutlichen, mal nur symbolhaften Darstellung psychologischer Archetypen. Aber, aufgepasst: Einige seiner Figuren sind bloß intellektuelle Konstrukte; Konstrukte deshalb, weil sie zwar ebenso psychologische Paradigmen abbilden mögen wie ein Archetypus, sie ihrer Natur nach aber doch nur Teil eines größeren Ganzen sind, ein Rädchen im Getriebe. Erinnern Sie sich zum Beispiel an Herrn Tur Tur? Den Scheinriesen, dem Jim und Lukas in der Wüste *Ende der Welt* begegnen, und der später als Leuchtturm über Lummerland aufragt? Erinnern Sie sich an diesen vom Wesen her sehr freundlichen Mann, vor dem aber alle und jeder sich fürchten, weil er, je weiter man von ihm entfernt ist, umso größer und bedrohlicher vor einem aufragt? Nun Hand aufs Herz, Damen und Herren: Haben Sie jemals in Ihrem Leben einer Begegnung mit einem anderen Menschen – vielleicht dem neuen Chef, vielleicht den Eltern des zukünftigen Ehepartners – angespannt entgegen gesehen und dabei gedacht: Hey, nur keine Panik, das ist bestimmt nur so ein Scheinriese wie der Herr Tur Tur in *Jim Knopf*? Der wird schon auf Normalmaß schrumpfen, wenn ich ihn erst richtig kennen gelernt habe? Haben Sie? Vermutlich nicht. Und wie auch? Herr Tur Tur ist nur eine Metapher. Er ist außerdem ein Wortspiel: Der Scheinriese ist eben nur scheinbar groß. Doch dieser Symbolgehalt erschließt sich einem lesenden Kind nicht automatisch. Es muss ihn sich erarbeiten, indem es sich kulturelle Entschlüsselungstechniken aneignet. Und indem es irgendwann lernt, so schwer es ihm auch fallen mag, seinen Ängsten ins Auge zu blicken und zu einer psychisch stabilen Persönlichkeit zu werden.

Und genau hier verläuft die Grenze zwischen dem, was ein Kinderbuch kann und dem, was es nicht kann (und auch nie können wollte, bis ein paar übereifrige Pädagogen ihm diese Last aufbürdeten). Das Buch, Literatur, kann uns das Andere zeigen und das Neue. Geschichten können uns mit den psychologischen Mustern und Linien bekannt machen, die unserem Leben zugrunde liegen. Aber kein Buch kann uns das Leben selber abnehmen. Da muss jeder von uns durch, ganz ohne Baedeker. Wir können aus Büchern lernen, sicherlich, jede Menge. Aber die Kraft, das Gelernte umzusetzen, verleihen sie uns nicht. Jim Knopf hat in mir niemals den Wunsch erweckt, in die Welt hinaus zu fahren und Abenteuer zu erleben, im Gegenteil: Er hielt mich, den ihm atemlos durch seine Geschichte folgenden kindlichen Leser, dazu an, im Heimisch-Vertrauten zu bleiben. Es reichte völlig aus, wenn der farbige kleine Junge sich irgendwo dort draußen die Finger schmutzig machte. Bestenfalls hat *Jim Knopf* mir gezeigt,

dass ich, sollte es mich je ins Dortdraußen verschlagen, ich – ein wenig Mut und Opferbereitschaft vorausgesetzt – keine Angst davor haben musste. Vielleicht hat er es mir sogar gesagt, wortwörtlich: „Du musst keine Angst haben!“

Zu mehr ist Jim Knopf, da bin ich mir sicher, nie angetreten.

Spielzeit 2014/2015

Herausgegeben vom Staatsschauspiel Dresden → Intendant: Wilfried Schulz → Gestaltung: Andrea Dextor
Alle Rechte liegen bei den Rednern.

Dresdner Reden 1992 – 2015

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow – Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Prof. Dr. Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger



4.2015